

Vor 150 Jahren starb Voltaire

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 22

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642022>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen bilden und von besonders zuvorkommend sein wollenden Eseltreibern draußen im Feld ausgerissen und den Reisenden angeboten werden, sind bestens entwickelt. Zwiebeln, Lauch, Artischocken und Tomaten befinden sich in jedem Stadium des Wachstums.

Der Mais steht sehr schön und die großen Zuckerrohrfelder sind zum Teil von den 3—4 Meter hoch



Luxor, Zuckerrohrmarkt.

werdenden Rohren abgeerntet. Von diesen „Zuckerstengeln“, die vielfach in rohem Zustand gegessen werden, liegen große Haufen zum Verkauf auf dem Markte und dienen in kleinen Abschnitten den Eingeborenen, besonders den Frauen und Kindern, dort schon als willkommene Süßspeise. Auch der Mohrrüben, der ebenfalls weite Flächen bedeckt, geht der Reife entgegen. Die Rizinusstaude steht in Blüte und trägt schon Früchte. Klee und Esparsette werden mit der Sichel geschnitten und bündelweis auf den Markt gebracht.

Die Reben beginnen Blätter zu treiben, sie liefern im Juli Trauben in Menge. Daraus wird jedoch kein Wein gemacht, wie im alten Aegypten, wo man das Eigengewächs „bis zum Rausch hin“ zu würdigen verstand. Hierin hat der Koran Wandel geschaffen, wenn auch infolge der leichten Einfuhr billiger und guter Weine aus den Mittelmeerländern die Mißachtung des Religionsgebotes — trotz der im Verlust von einigen Freuden des Paradieses bestehenden Buße — nicht ausgeschlossen ist. Was der Koran nicht ausdrücklich verbietet und deshalb für erlaubt gehalten wird, ist der Genuß des guten Bieres, das man in Aegypten braut und wobei (d. h. beim Bierbrauen) die Leistungen der Auslandsschweizer nicht gering anzuschlagen sind. Dem Bier huldigt man vielerorts ebenso eifrig wie zu Pharaos Zeiten, wo Brot und Bier die ersten Dinge waren, die man sich hienieden sowohl als für die Mahlzzeiten im Jenseits wünschte. Für gewöhnlich trinkt der Eingeborene aber Wasser, und zwar mit Vorliebe das unfiltrierte, durch allen möglichen Unrat verunreinigte Nilwasser. Es wird wie in der alten Zeit in Ziegenhäuten aufbewahrt und vom Fellachen für unübertrefflich gehalten, während das filtrierte nach seiner Meinung „nach nichts schmeckt.“ (Fortsetzung folgt.)

Vor 150 Jahren starb Voltaire.

Wenige Kilometer nördlich von Genf, hart an der Schweizergrenze, ist die französische Ortschaft Ferney. Hier hat sich der alternde Voltaire, nachdem ihm seine vergötterte Freundin Marquise von Châtelet gestorben, nachdem er sich

mit Friedrich dem Großen überworfen, nachdem er den frivollen Lebensgenuß, wie er in den Kreisen der Aristokratie üblich war, satt hatte, niedergelassen. Da baute er sich ein geschmackvolles Schlößchen, freute sich der schönen Sicht auf Stadt und See von Genf, auf das savonische Gebirge und den Mont Blanc und entwidelte jenen werktätigen Altruismus, der uns den Dichter und Philosophen so sympathisch macht und die vielen kleinen und großen Schwächen vergessen läßt. Allzu einsam brauchte sich zwar Voltaire nicht zu fühlen. Dichter, Philosophen, Gelehrte, Staatsmänner, feingebildete Adelige fanden sich ein, dazu viele, die mühselig und beladen waren und Rat und tatkräftige Hilfe suchten. Sie alle wurden freundlich aufgenommen und erfreuten sich einer wahrhaft fürstlichen Gastfreundschaft. Voltaire konnte sich diese leisten, war er doch reich, sehr reich geworden, durch seine Schriften, mehr noch durch glückliche Finanzoperationen, einen Lotteriegewinn, die Beteiligung an einer großen Rhederei. Und er, den so viele heute noch nur als den großen Spötter kennen wollen, der alles, auch das Heiligste, in den Kot gezogen habe, er wurde der Anwalt der Unterdrückten, der Rechtlosen, der Kämpfer für Freiheit und Recht. Mutig, wahrhaft groß und edel war dieser Kampf. Wie prächtig sagt dies der große Viktor Hugo: „Die Schwachen, die Armen, die Leidenden, die Mühseligen und Beladenen beschützen, für die Verfolgten und Unterdrückten kämpfen, das ist der Krieg Jesu Christi; und wer von den Menschen führte diesen Krieg? Voltaire. Das Werk des Evangeliums wird vollendet durch das Werk der Philosophie. Der Geist der Sanftmut hat es begonnen, der Geist der Duldsamkeit hat es fortgesetzt. Sagen wir es mit einem Gefühle tiefer Achtung: Jesus hat geweint; Voltaire hat gelächelt; aus dieser göttlichen Träne und aus diesem menschlichen Lächeln ist die Milde der gegenwärtigen Zivilisation gemacht.“ Oder an anderer Stelle: „Voltaire hat den strahlenden Krieg geführt, den Krieg des einen gegen alle, das heißt den großen Krieg. Den Krieg des Gedankens gegen die Materie, den Krieg der Vernunft gegen das Vorurteil, den Krieg des Rechts gegen das Unrecht, den Krieg für den Unterdrückten gegen den Unterdrücker, den Krieg der Güte, den Krieg der Sanftmut...“

Wir kennen die Zeit, die Voltaire wirken und sich entwickeln sah. Noch stand die Sonne des Absolutismus am Zenit. Schon aber zeigten sich die ersten Sturmwolken. Die Folgen der einseitigen Regierung Ludwigs XIV. machten sich bemerkbar. Es ist symptomatisch, daß Voltaires erstes Gedicht den Titel „Le malheur du temps“ trug. Die Kritik der öffentlichen Verhältnisse war es denn auch, die Voltaire immer wieder inspirierte. Sein Kampf galt vor allem dem Despotismus, dem Aberglauben, der unbeschränkten Gewalt der Kirche, dieser herrschsüchtigen Hierarchie. Das Gedicht „La chambre de justice“ trug ihm elf Monate Bastillenhäft ein, weil er den Prinzregenten von Orléans angegriffen hatte. Wer aber wegen Zensurschwierigkeiten auf die Bastille kam, war auf dem besten Wege, populär zu werden. In der Haft entstand die Tragödie „Oedipus“, die Voltaire neue, unbetretene Wege gehen ließ. Sie begründete den Ruhm des Dichters. Freilich, 1726 kam die Verbannung nach England. Mit lebhaften Interesse machte sich Voltaire ans Studium der englischen Verhältnisse. Er nahm den englischen Realismus in sich auf, wurde Anhänger der englisch-deutschen Schule, die sein Verhältnis zur Religion und religiösen Dingen zeitlebens bestimmte. Er studierte Locke, diesen Vorläufer Kants, machte sich dessen Theorien von der menschlichen Erkenntnisfähigkeit zu eigen. Gereift, mit geweitetem Blick, kehrte er 1729 nach Frankreich zurück und begann seinen Kampf für Aufklärung, Freiheit und Recht gegen die Grausamkeit und die Heuchelei der herrschenden Orthodoxie. Seine „Lettres philosophiques sur les Anglais“ wurden auf der einen Seite mit Begeisterung aufgenommen, auf der andern Seite allerdings als so gefährlich erachtet, daß sie der Henker öffentlich verbrennen mußte. Es wäre ver-

fehlt, zu glauben, Voltaire hätte Revolution gepredigt. Er wurde ein Schrittmacher der großen Umwälzungen, aber er wollte nicht auf dem Wege des blutigen Umsturzes die Welt reformieren, sondern durch Aufklärung und Bildung. Er sah daher nicht in der Republik das Heil der Zukunft, wie Rousseau, sondern in der konstitutionellen Monarchie.

Man hat Voltaire zu einem Religionspötker machen wollen. In vielen seiner Schriften zeigt sich allerdings ein vielleicht abstoßender Zynismus. Aber nie galt sein Kampf der Religion, sondern stets nur den vernöckerten Organen der Religion, die noch vom abscheulichsten Aberglauben befangen waren. Man urteilte selber. In Toulouse war ein angesehenere protestantische Kaufmann Jean Calas. Sein ältester Sohn trat zum Katholizismus über. Einige Zeit später hieß es, der Vater habe den zweiten Sohn, den man erhängt im Hause gefunden hatte, getötet, um nicht einen zweiten Uebertritt zu erleben. Der Vater wurde gefangen genommen. Er beteuerte seine Unschuld, es nützte nichts, er wurde zum Tode auf dem Rade verurteilt und unter gräßlichen Qualen hingerichtet. Voltaire griff diesen Fall auf, erzwang, wenn auch zu spät, eine Revision, die die gänzliche Unschuld Calas' ergab. Unter dem Eindruck dieses Falles schrieb er eine seiner besten Schriften: „Traité de la tolérance“, in welcher er die Meinung vertrat, daß Toleranz die Anerkennung des Rechtes sei, in religiösen und politischen Dingen eine andere Meinung haben zu dürfen. Auch in zahlreichen anderen Fällen kämpfte Voltaire gegen eine Welt von Ueberlieferung und Aberglauben. Man begann ihn zu fürchten. Diese Furcht hat, wie heute feststeht, unendlich viele Justizmorde verhindert.

Friedrich der Große schrieb einmal: „Voltaire ist kein bloßer Akademiker, er ist selber eine ganze Akademie.“ 1736 traten die beiden in brieflichen Verkehr. Friedrich schätzte Voltaire als den geistreichsten Schriftsteller. Als aber Voltaire nach Sanssouci kam, mußte es, wie es bei der Verschiedenartigkeit der beiden Charaktere nicht anders möglich war, rasch zu ernstern Differenzen kommen, die zum Bruch und zur Trennung führten.

In Ferney wurde Voltaire der segensreiche Reformator des kleinen Herrschaftsbezirks. Er wurde zum praktischen Wohltäter, zum Sozialfürsorger. Gartenbau, Weinbau, Ackerbau, Pferdezucht wurden mit überraschendem Weißblick verbessert. Es wurden gute Uhrenmacher herangezogen. Der Wohlstand entwickelte sich. Als Voltaire 1778 starb, zählte Ferney 1200 Einwohner. Allgemein vergötterte man den Dichter.

1778 reiste Voltaire auf Veranlassung seiner Freunde nach Paris. Es wurde ihm ein fürstlicher Empfang bereitet. Das war für ihn zu viel. Am 30. Mai starb er in der französischen Hauptstadt, wo er auch geboren worden war.

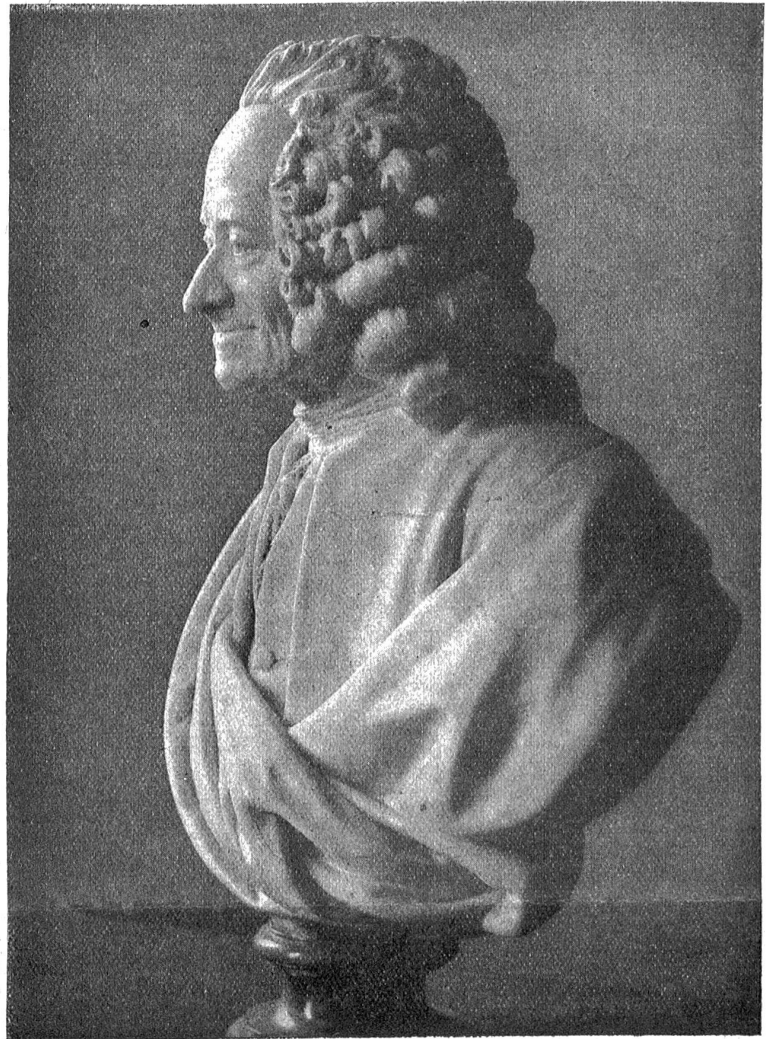
F. V.

Idylle eines Tages.

Von Ruth Waldstetter.

(Schluß.)

Als Madelaine wieder auf der Straße stand, unsicher zwischen zwei Welten gestellt, war sie nicht fähig, aus der einen oder der andern einen Entschluß sich zu erringen. Sie tat das Einfachste und Nächstliegende, sie führte triebhaft das Programm des Tages weiter, ließ sich vom einst gefaßten Plane willenlos ihr Handeln bestimmen.



Voltaire, der Philosoph der französischen Revolution, starb am 30. Mai 1778.

Die warme, von starken Wohlgerüchen durchduftete Luft einer Leestube des besten Quartiers umsing sie bald. Ihre Füße traten in dicke Teppiche; Blumen, üppige Nelken des Südens standen vor ihr auf weißem Damast; lächelnde Menschen plauderten links und rechts. Madelaine versank in einen Traum heiterer Behaglichkeit. Sie saß mit ungewohnter Grazie in ihrem Klubfessel, so wie Mutter und Großmutter, zwar mit etwas steiferer Würde, in ihren Lehnstühlen gekront hatten. Und ihre Miene drückte unnahbare Liebenswürdigkeit aus wie die ihrer Ahnfrauen auf den Bildern im Hause ihrer Kindheit. Es war alles selbstverständlich und das Dasein nicht mehr ein absonderliches, düsteres und fremdartiges Theaterstück, in dessen Spiel man sich zufällig hineinverloren hatte und sich nun, verkappt und maskiert, kaum mehr erkennen und nur mit Mühe regen und bewegen konnte. Nein, das Leben war zu seinem natürlichen Fluß zurückgekehrt.

Madelaine sah mit einer freien Bewegung um sich. Im Spiegel blickte sie ein junges, heiteres Ebenbild an. Ihr Fleisch und Blut selber überzeugte sich von einem besseren Dasein! Sie warf sich einen befriedigten Blick zu. Jetzt noch einen einzigen Schritt, irgend eine kleine Aeußerung des Willens — der Gedanke brauchte nur schnell danach zu suchen —, um hier zu bleiben, wieder am sicheren Ufer des gewohnten, des vernünftigen Lebens! Irgend eine abschließende, rasch bestimmte Tat noch, um das in Gedanken schon betretene, das einst belesene Dasein nicht mehr zu verlassen. Die kleine Tat — welche doch? Es würde sich zeigen. Ein Brief an einen Milliardär? Allzu unsicherer Erfolg. Eine